

"Ich bin morgen wieder hier. Gute Nacht!" Kommo streckte die Hände der Mutter. Hamako wandte den Kopf etwas. "Gang das Mantelchen um, Kommo! Eile zum Vater! Sage ihm, daß seine Blume wieder blühen und duften wird, und daß sie tausend Freuden hat für den Weissen," flüsterte sie. Ihre Stimme zitterte. "Vater wird bald kommen. Ich darf dich nicht allein lassen." "Och, Kommo!", bat sie. "Jetzt muß er es wissen, jetzt..." Das Mädchen sah die Mutter an. Warum war sie von Angst erfüllt? Warum bangte ihr Herz? Jählich strich sie über die noch feberfeuchte Stirn. Dann trippelte sie aus dem Zimmer.

Chi-faku-ga's Todesprung wurde vorbereitet. Aus Metallstäben gebildete Röhre wurde heringetragen und in Tischhöhe aufgestellt. Die Röhre maß knapp einen halben Meter im Durchmesser und war drei Meter lang.

Chi-faku-ga lächelte und sprang im Hocksprung hindurch. Dann wurden ihm krumme japanische Säbel gebracht. Er zeigte die Schärfe ihrer Schneiden an Kartonstreifen, die er mit leichtem Hieb entzweischchnitt.

Die Schwerter wurden mit den Schneiden nach oben quer durch die Röhre gesteckt, sodaß sie den Durchmesser verringerten und bei nicht ganz genau berechnetem Sprunge den Springer verletzten mußten. Die Musik setzte aus. Die Menge war von ihren Plätzen aufgestanden. Ein Scheinwerfer erhellte grell die Szene.

Atemlose Stille. Chi-faku-ga stand auf einer Erhöhung und zeigte sich noch einmal lächelnd. Innerlich rang er mit einem furchtbaren Entschluß. Etwas in ihm rief, hat und flieh! Er glaubte, seiner kranken Gefährtin Stimme zu hören, von Angst erfüllt, bangen Herzens...

Kommo hatte das "Trianon" erreicht. Oft war sie den Weg mit der Mutter und dem Vater gegangen. Die Diener ließen sie ungehindert passieren. Nur ein kleiner Bogen an der Saaltür wollte sie zurückhalten. Sie sollte warten bis die Musik wieder spiele, meinte er. Kommo sah ihn böse an. Der Bogen beachtete sie nicht weiter.

Chi-faku-ga zögerte noch. Einige der Zuschauer, die den Todesprung schon oft gesehen hatten, bemerkten es und waren erstaunt. Er schloß die Augen. Es mußte sein. Er hatte die Schwerter heute befestigt. Sie würden sich nicht wie sonst umlegen, wenn sein Körper sie berührte. Sie würden seinen geschnittenen Leib zerschneiden, erbarmungslos.

Jetzt duckte er sich und holte zum Sprung aus. Alles wird zu Ende sein, im Augenblick, dachte er blitzschnell. Und dann!

Er lief schon, vielleicht schwang sein Körper auch schon in der Luft. Genau mußte er es nachher nicht mehr. Kommo, sein Kind, sah er dort in der Menge stehen, einen winzigen Augenblick. Kommo! Und er wollte sterben! Kommo verlass!

Mit schier übermenschlicher Energie schnellte er seinen Leib im Sprung, den er zu kurz — für die Schwerter — berechnet hatte, weiter vor. Die Menge durchfuhr ein eifriges Schaudern. Atemlos, die Nerven bis zur Erschöpfung gespannt, starrte sie auf den Springer...

Gewaltiges Tosen, Händeklatschen, Rufen. Der Sprung war gelungen! Das letzte Schwert hatte nur leicht seine Fäule gestreift... Kommo lag in seinen Armen. Er beugte sich zu ihr. Dann dankte er dem klatschenden Publikum... lächelnd.

Eine Hühnergeschichte

Nach unverbürgten amerikanischen Berichten. Mitgeteilt von Friedrich A. Wagners. Oehen.

Auf allerhöchsten Befehl der energischen Hausfrau war das Ehepaar Hook aufs Land gezogen. Man wohnte in dem sechs Zimmer enthaltenden Landhause, in dem sich weder Wasserleitung noch Badewanne befanden. Auch das Gas hatte noch nicht seinen segensreichen Wirkungskreis bis auf eine so große Entfernung von der Stadt erweitert.

Als man sich einigermassen eingerichtet hatte und Hook ohne Führer den Weg zur nächsten Bahnstation und heimwärts fand, hatte Mrs. Hook den folgenden glücklichen Einfall: "Henry", sagte sie zu ihrem Manne, "ich habe mich entschlossen, einige Hühner zu halten."

"Bist du schwerhörig? Hühner sagte ich. Wir brauchen frische Eier zum Frühstück." "Aber, meine Teuerste, wir haben ja keine Ahnung von Hühnerzucht," mochte Hook einwenden.

"Wir haben keine Ahnung? — Du sicherlich nicht, aber ich desto mehr." Schon am nächsten Tage erbaute der Hausknecht hinter der Villa einen geräumigen Hühnerstall. Am Sonntag mußte Hook ihn anstreichen, die Tür mit Anhängeschloß versehen und den kleinen Palast möglichst wohnlich für die künftigen Bewohnerinnen gestalten.

An demselben Abend sagte Mrs. Hook zu ihrem Manne: "Henry, ich wünsche, daß du mir morgen früh auf deinem Wege zur Stadt einige Hennen besorgst. Wie der Hausknecht behauptet, befindet sich auf der anderen Seite der Bahnstation ein Farmhaus, in dem Hennen zu verkaufen sind. Wir können ja vorläufig mit einem Dutzend beginnen. Am Abend kauft du die Vögel mit nach Hause bringen."

Nach einigem Suchen fand Hook am nächsten Morgen das Farmhaus, das zwei Meilen jenseits der Station lag, und kaufte die Hennen. Auf dem Wege zur Station verlor er sich dreimal vermißt, fiel in verschiedene Gräben, mußte über Duzende von Bäumen klettern und erwischte schließlich einen Zug, der ihn gegen Mittag in die Stadt brachte.

Am Abend mußte er sein Kontor schon wieder um vier Uhr verlassen. Zwei Stunden später gelangte er im Farmhause an, wo die Hennen, in eine große Kiste verpackt, bereits auf ihn warteten. Ein Wagen war nicht zu haben. Hook nahm die Kiste also auf die Schultern und machte sich auf den Heimweg.

Als er endlich zu Hause anlangte, erwartete ihn seine Gattin bereits an der Gartentür. "Kommst du nicht noch etwas später nach Hause kommen?", rief sie ihm entgegen. "Trage die Kiste nicht so schief: die armen Hühner müssen ja darin Höllequalen leiden. Ihr Männer seid so gedankenlos und ungeschickt."

Lange nach Eintritt der Dunkelheit waren die Vögel in dem Stalle sicher untergebracht. Am nächsten Morgen mußte Hook wieder um fünf Uhr aufstehen und den ganzen Hof umgraben, damit die Hennen darin scharren konnten.

Als nun die Hühner sich auf die gewünschte Weise vergnügten, rief Mrs. Hook glücklich aus: "Es wird mir die größte Freude bereiten, jeden Abend die Eier einzusammeln, und morgen früh werden wir jeder drei frischgelegte Eier essen."

An demselben Abend, nach seiner Heimkehr, plagte die Bombe. Mrs. Hook kam ihrem Gatten mit Bombenüberflutem Gesicht entgegen. "Henry", schluchzte sie, "die Hühner haben heute keine Eier gelegt, nicht ein einziges!"

"Nun, das liegt sich ja nicht anders erwarten, liebe Frau. Wir müssen eben einige Tage warten," protestierte er, "sie fühlen sich wahrscheinlich noch nicht ganz wohl hier. Später werden sie sich vielleicht noch auf ihre Pflichten besinnen."

Dies taten die lebenswichtigen Vögel aber nicht. Sie schienen ihren Lebenszweck gänzlich vergessen zu haben. "Henry", brach die Dame eine Woche später eines Abends aus, "wenn mir diese Kreaturen morgen Abend wieder eine Enttäuschung bereiten, wirst du sie zurücktragen und zwölf andere besorgen müssen."

Als Henry Hook an jenem nächsten Abend — etwas früher als sonst — heimkam, machte er erst an dem Hühnerhaus Halt und begab sich dann in die Villa. Dort setzte sich seine Frau gerade einen Gartenhut auf, um ihre Pilgerfahrt zu den Hennen anzutreten.

Henry lächelte. Fünf Minuten später erschien Mrs. Hook in der Küche. Ihr Gesicht erstrahlte in sonnigstem Lächeln. Sie hielt dem Gatten die weitausgestreckte Schürze entgegen. Ein Dutzend tadelloser weiße Eier war darin.

Am folgenden Morgen geriet die gute Frau am Frühstückstisch förmlich in Ekstase. "Weißt du, Henry, daß wir bisher das größte Vergnügen erleben haben? Es gibt keinen größeren Genuß, als frisch gelegte Eier zu essen."

Am nächsten Abend erschien Mrs. Hook wieder mit zwölf Eiern in der Küche. Eine Woche lang lief alles glatt ab. Jeden Abend produzierten die zwölf braven Hennen ebenso viele Eier.

In einer Nacht erwachte Henry etwas plötzlich, seine Gattin hatte ihn aus dem Schlaf gerüttelt. "Brennt es, oder hat man bei uns eingebrochen?" fragte Hook, sich die Augen reibend.

"Henry", rief sie, "es fällt mir soeben ein, daß wir ja immer noch zwölf Eier per Abend bekommen, obwohl zwei der Hennen in vergangener Woche starben. Wie können denn zehn Hennen zwölf Eier legen?"

"Meine Liebe," antwortete er schnell, "das nennt man Familienstolz. Aus Pietät für ihre verstorbenen Schwestern arbeiten einige der trauernden Hinterbliebenen mit doppelter Energie."

"Henry Hook!" war die eifige Antwort. Aber Henry hing schon wieder zu schmachnack. Eines Tages mußte Hook eine Geschäftsreise machen. Nach dreitägiger Abwesenheit erhielt er das folgende Telegramm von seiner Frau: "Hühner haben seit drei Tagen keine Eier mehr gelegt. Mary."

Mit einem Ausruf des Schreckens machte sich Hook nach dem Telegraphenamt. Dort fand er dem Gepäckmeister seiner heimatischen Bahnstation, mit dem er sich gut stand, folgendes Telegramm: "Schmuggeln Sie jeden Tag ein Dutzend Eier in mein Hühnerhaus. Nicht von Frau erwischen lassen. Zahlung nach Rückkehr. Hook."

Wierzehn Tage blieb Hook seiner Gattin und den braven Hennen fern. "Alles in Ordnung," flüsterte ihm der Gepäckmeister zu, als Hook auf seiner Station wieder ankam. Er drückte dem treuen Kletterer in der Not einen Fünf-Dollarchein in die Faust und eilte heim. Mrs. Hook stand an der Küchentür.

"Nun, meine Teuerste," da bin ich wieder. Es freut mich, dich wohl zu sehen und — " "Komm herein," unterbrach ihn die Dame mit strenger Miene.

Nichts Gutes ahnend, gehorchte Hook. Auf dem Küchentisch erbllickte er eine Pyramide von Eiern — es schien ihm, als wären es wenigstens hundert. "Nanu," rief Hook, noch immer unbefriedigt, "die Hennen scheinen ja recht fleißig gewesen zu sein! Alle diese Eier in zwei Wochen? Wer hätte das gedacht!"

"Willst du mir, bitte, diese Rechnung erklären? Sie lautet auf fünfzehn Dutzend Eier zu sechzig Cent per Dutzend." "Aber was — meine Liebe —" stammelte er. "Ich bin nicht deine Liebe!" schrie die erzürnte Frau. Ich habe bei der betreffenden Firma angefragt und erfahren, daß du dort jeden Nachmittag ein Dutzend Eier kaufst und sie dir mit nach Hause nimmst."

"Das muß ja ein Jertum —" begann Hook, indem seine Knie zitterten. "Jawohl ein Jertum. Während der vergangenen vierzehn Tage war ich doch gar nicht hier, konnte also einen solchen Streich gar nicht gespielt haben."

"Wirklich nicht?" Mrs. Hook glühte vor Enttäuschung. "Am Tage, nachdem ich dir das Telegramm sandte, brach jemand in das Hühnerhaus ein und stahl sämtliche Hennen. Und wenn noch zwei Wochen lang an jedem Abend ein Dutzend Eier in den Kestern!"

Und dann!

Und dann!

Und dann!

Und dann!

Und dann!

Und dann!

Und dann!

Und dann!

DER ERZÄHLER

Beilage zum Altener Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 37 Samstag, 19. September 1952

Herbst
Skizze von Irma Erben-Sedlaczek, Breslau.

In fatten Farben leuchtete und loberte der Park. Es war, als hätte noch alle noch ungelebte Pracht des entweichenden Sommers sich in diese letzten Sonnentage gedrängt, daß sie glühten und bebten von ihrer eigenen Fülle. Daß sie sich wie klammernde Hände schlossen um ihren heißen Glanz, — in Angst vor dem frühen Schatten kühler Abende. ... Unter bunten laubigen Bäumen ging eine Frau. ... Tiefrote Blätter rieselten nieder, streiften ihr Schulter und Kleid.

"Der Sommer frönt sein Blut aus Todeswunden," glitt es ihr durch den Sinn. Aber es blieb Wort, drang nicht bis in ihr Denken. Das war aufgesogen von dem Brief, den sie in Händen hielt.

Vor wenigen Monaten noch hätte die schicksalsschwere Frage, die ihr daraus entgegenklang, sie gefast gefunden. Vor wenigen Monaten noch hätte sie nicht gezögert, die Hand zu ergreifen, die sich ihr warm und bittend entgegenstreckte.

Vor wenigen Monaten noch. — Da waren ihre Tage ein ruhiges Gleiten gewesen, ein Riedergleiten in eine dämmernde, friedliche Röhle. Warum hatte es kommen müssen, daß der Mann, den sie wunschlos bewundert hatte auf der Höhe seiner ragenden Künstlerschaft, ihr entgegengrat in seiner frohen, warmherzigen Menschlichkeit.

Warum mußte es sein, daß er für das morgende, wisperrnde Blumenbeet junger Weiblichkeit, das an diesem Abend nur für ihn blühte, kaum ein zerstreutes Lächeln hatte, und für sie, die reife, schon ein wenig müde Frau, den ganzen Zauber seines Wesens?

Warum — warum? Ach, sie mußte nur, daß ihre Tage seither noch einmal aufgeblüht waren, und daß ihr reifes, bewusstes Leben, ihr Leben, das seine Höhe überschritten hatte, diese Sonnentage umfachte, umklammerte, in bebender Angst vor ihrem Entschwinden. — Aber — das blieb ihr Eigenes. — Keiner mußte von ihrem innerlichen Glühen und Blühen; am wenigsten — er.

Vielleicht war es zuerst Neugierde, die ihn wieder und wieder zu ihr zog. Neugierde, zu erproben, ob diese erste und einzige, die so anmutig und kühl geblieben war bei feiner Annäherung, weiter so unnahbar bleiben würde. Der alte, ewig neue Kampf zwischen Mann und Weib hatte begonnen.

Er sah sie an wie ein geistreiches Spiel und verschlangte sich hinter dem Schilde der "Freundschaft."

Sie waren ebenbürtige Gegner, verfügten beide über eine funkelnde Dialektik; aber hinter Kaskaden von Worten, von sprühenden, lachenden, tadelnden Worten, lauschte seine gespannte Manneseitelkeit — lauschte ihr zitterndes Herz! — Es war nichts zwischen ihnen entschieden, als die Sommerferien begannen. Sie hätten sich nicht unbedingt zu trennen brauchen; er legte es ihr nahe genug, eben die Sommerferien aufzusuchen, wo er gastieren sollte.

Aber sie betrat diese Brücke nicht, die er ihr diskret und geschickt baute. Sie wollte diese Trennung, erhoffte von ihr eine neue, innerliche Ruhe, oder — eine endliche Klarheit.

Und die Wochen waren vergangen und hatten nichts von dem gebracht, was sie erhofft hatte — weder Ruhe noch Klarheit, nur — Sehnsucht. ...

Er hatte ihr öfter geschrieben, kleine, launige Briefchen, die man denken konnte, wie man wollte, die alles sagten oder — nichts. Und sie hatte ebenso geantwortet. — Wiederum: ein Spiel mit Worten und da-

hinter ein Warten auf beiden Seiten, ein atemloses, gespanntes Warten. ... Absichtlich hatte sie ihren Aufenthalt ausgedehnt, war fortgeblieben, obgleich sie ihn längst zurück wußte, in einer glühenden Angst vor ihrem eigenen Gefühl. Mit tausend kühlen Vernunftgründen hatte sie es sich noch auf der Seimreise gesagt, daß es Wahnsinn von ihr sei, zu denken, dieses reizvolle Spiel könne bei ihm einen ernstlichen Sturzgrund haben.

Und dann war die Stunde des Wiedersehens gekommen; so unerwartet schnell, so unvorhergesehen, daß ihnen beiden keine Zeit blieb, sich hinter der gemauerten Maske lebenswürdiger Tändelei zu verbergen.

Sie hatten belanglose Dinge aneinander vorbeigeredet, während ihre Blicke sich flammend festhielten, während sie nichts wußten und fühlten, als die stürmische Freude, sich endlich wieder zu haben.

's wird Herbst! — Nun geht der Tod herum Und macht das frohe Leben stumm; Schon fallen Blatt und Blüten, — Da mag uns Gott behüten.

's wird Herbst! — Jäh wandelt das Gesicht In Weh ein kurzes Sommerglück, — Und Liebe, Glauben, Hoffen, Verwelken, — sturmgetroffen.

's wird Herbst! — Was heut noch jung und schön, Muß morgen schon zu Grabe gehn. Bald modern Blatt und Blüten, — Da mag uns Gott behüten.

Hanns Bruno Herfurth.

Und heute wollte er kommen. Wollte als ein Verbender kommen, darüber hatten ihr seine Abschiedsworte keinen Zweifel gelassen. Sie war gestern durch die Sonne des Herbsttages heimgegangen, wie durch ein goldenes Brausen und Klingen.

Aber dann waren, mit den tiefer dunkelnden Schatten des Abends, die grauen, grübelnden Gedanken gekommen und hatten mit ihr Zwiesprache gehalten, eine lange, schlaflose Nacht hindurch. ...

Und am Morgen war sie bange vor der Entscheidung, die in ihre Hände gelegt war, — so bange. ...

Ein dicker Brief hatte auf dem Frühstückstisch gelegen. — Sie las, und es ging wie ein kühler Atem über sie hin. War das nicht Stimme des Schicksals, daß dieser Brief gerade heute kam?

In einer tiefen, quälenden Unruhe war sie in den Stadtpark geflüchtet, — in "ihren" Park, wie sie ihn nannte. Hier sprachen die Wege und Plätze zu ihr, waren wie belebt von ihren eigenen Erinnerungen, ihren Freuden und Schmerzen, die sie hierher getragen hatten, durch viele einsame Jahre.

Es war menschenleer um diese Vormittagsstunde, und in der großen, durchsonnten Stille kam langsam Ruhe in ihre flatternden Gedanken. ...

Es gelang ihr, innerlich so weit von sich selbst und den Dingen abzurücken, daß sie wieder klar zu sehen vermochte. Heute also, in wenigen Stunden schon, würde der Mann ihrer Sehnsucht die Schicksalsfrage an sie richten. Ihr war es vorbehalten, an einem Ziele zu stehen, das unzählige Frauen vergeblich erstrebt haben mochten. Der Bewunderte, Ummorbene, der Künstler, vor dem die Zukunft mit offenen Toren lag, begehrte sie zur Lebensgefährtin, sie, die reife, schon ein wenig müde — sie, die alte rnde Frau!

Sie dachte das letzte mit einer Unerbittlichkeit, die sie fast körperlich schmerzte. Noch war sie schön — noch. ... In diesem Warten lagen Schicksal und Tragik der Verblühenden.

Heute liebte er sie — gewiß! Er hatte sonst keinen Grund, um sie zu werden, denn sie war weder vermögend, noch einflußreich. Heute liebte er sie, aber — würde sie diese Liebe festhalten können? Dieser verzweifelte Kampf um das bisshen entschwindende Jugend und Schönheit, den sie würde führen müssen, — war es nicht traurig und lächerlich zugleich, war es nicht — würdelos?

Und dann doch eines Tages sehen zu müssen, daß eine andere, die nichts war, als jung und hübsch, ihr eine Liebe nahm, um die sie gerungen und geliebt hatte. ...

Warum sollte er anders sein, als manche anderen Männer, gerade er, der vermögende Frauenliebhaber? Eine kurze Spann heißen Glückes — ein stummer, heimlicher Kampf — und dann: ein ruhiges, müdes Unterliegen — ein Weisheits-Gefühl überkommen — Würde das nicht ihr Schicksal sein?

Und doch — doch! Um der kurzen Spanne Glückes willen, — sie hätte sich hineingekürzt in die Flammen, an denen sie verbrennen würde — wenn nicht —

Es gab keinen Zufall, es gab nur Fügung. Gerade heute, an ihrem Schicksalstage, rief die milde, ruhige Stimme, die so lange verstummt war, aus der Ferne nach ihr: "Willst du kommen, um mir Gefährtin, meinen verwaisten Kindern Mutter zu sein?"

Sie sah das glütige Gelehtengedicht, sah sein ergrautes Haar, die ein wenig welken, feinen Hände — sah den Mann vor sich, der ihr der beste, verlebte Freund gewesen war, schon vor Jahren, als seine kranke Gattin noch lebte.

Sie mußte: dort war ein Heim! Sie mußte: er würde den ersten Silberjubiläum auf ihrem dunklen Haar, die tiefer werdenden Rinnen in ihrem feinen Gesicht begründen, weil ihr leises Alern sie ihm näher bringen würde.

Das war kein Kampf — das war Frieden. Da würde sie nie überflüssig sein — sie wurde ja so notwendig gebraucht. Der Junge, Strohlende rief nach dem Weib, das seine Blüte schwinden fühlte. Der Mann im grauen Haar und seine Kinder brauchten den Menschen — die Mutter. "Ein Glück! Ein Glück!" flehte ihr Herz. "Ein Heim! Eine Aufgabe!" gab sie sich selber stark zur Antwort.

Sie ging. — Schritt freiwillig aus letztem Sonnenjubiläum hinaus, in die fern dämmernde, friedliche Röhle, die vor dem Winter liegt.

Der gemalte Bettler

Skizze von Adolf Thiele.

Der Pariser Bankier Lafosse vereinte wieder einmal an seiner Tafel, die bei allen Kennern durch ihre Raffinements beachtet war, eine Anzahl der Spitzen von Kunst, Wissenschaft und Handel.

Pflicht fiel es dem Gastgeber auf, daß der berühmte Maler Delacroix ihn gönnend und forschend betrachtete, mit jenem intuitiven Blick, der das Genie kennzeichnet. "Warum sehen Sie mich so an, Herr Delacroix?" fragte der Bankier freundlich, "was finden Sie an meinem unbedeutenden Kopfe?" "Verzeih mir Lafosse," erwiderte der Maler, "ich brauche für ein Bild, das ich gegenwärtig male, das Modell eines Bettlers. Ich finde nun in ganz Paris keinen Kopf, der mir für den des Bettlers geeigneter schiene, als der Ihrige."

Lafosse, einer der reichsten Männer von Paris, lachte laut auf, und auch seine Gäste stimmten in die Heiterkeit mit ein.

Rätselleide

Schach:



Dreizüger:



Verantwortlich: S. Semmelmann, Altena. Druck und Verlag: P. A. Santh, Altena.

„Wenn Sie mich als Modell haben wollen,“ rief dann der Gastgeber, „so bin ich gern bereit, Ihnen zu sitzen.“

„Sie würden mich verpflichten,“ sagte der Maler mit einer leichten Verneigung, „wenn Sie mir das Opfer brächten!“

„Ein Opfer?“ rief Lafoffe. „Von Delacroix gemalt zu werden ein Opfer?“

„Wer kann sich rühmen,“ fiel ein anderer ein, „von Herrn Delacroix porträtiert worden zu sein?“

„Meine Herren,“ sagte der Maler, „allerdings male ich keine Porträts, sondern bin in der Lage, die Intentionen durchzuführen zu können. Aber auch wir Historienmaler sind, ebenso wie die Heiligenmaler und die Kollegen vom Genrebild, genötigt, die Köpfe unserer Figuren unter den Zeitgenossen zu suchen. Das erinnert mich an eine merkwürdige Geschichte, die Leonardo da Vinci erlebt haben soll.“

„Bitte, erzählen Sie, Herr Delacroix!“ rief man von allen Seiten.

„Sie wissen,“ begann der große Maler, „daß Leonardo in einem Mailänder Kloster sein „Abendmahl“ schuf. Er malte jahrelang daran, weil viele andere Arbeiten dazwischentraten. Als Modell für seinen Christus verwendete er einen Chorführer, der ihm durch seine edlen Züge und die Innigkeit seines Wesens auffiel. Jahre vergingen. Endlich Leonardo einmal einen geeigneten Kopf, so erschien dieser dann als einer seiner Jünger. Nur der Judas fehlte noch. Da, nach jahrelangen Suchen, sah er einen Bettler, dessen Züge den Ausdruck tiefer Verworfenheit trugen. Als er Leonardo sah, sagte dieser mehr und mehr eine Ahnung, ein Bild der Vergangenheit stieg ihm auf. Und da entfiel der Pinself seiner Hand! Und was ihm so erschütterte, erwies sich als wahr. Der verworfene, durch Spiel und Trunk zerrüttete Mensch da vor ihm, dieser Judas, war derselbe, der ihm einst als Vorbild zu der edlen, erhabenen Gestalt Christi gedient hatte.“

Kein Laut wurde an der Tafel hörbar. Erst allmählich begann die Unterhaltung wieder.

„Am nächsten Tage bereits erschien Lafoffe zur verabredeten Stunde bei Delacroix und legte das bereitliegende Gewand eines Bettlers an.“

„Natürlich hat es noch niemand getragen,“ sagte der Maler lächelnd, „ich habe es selbst komponiert.“

„Das glaube ich Ihnen,“ erwiderte der Millionär lachend, „wirklich prächtig zerlumpt; wenn ich einmal in die Lage kommen sollte, darf ich Sie wohl darum bitten?“

„Gern,“ erwiderte Delacroix lachend, „jetzt aber bitte recht unfreundlich!“

„Daqueres Jünger bitten um das Gegenteil. Ich werde einmal ans Geschäft denken, dann bekomme ich schon den nötigen kummervollen grämlichen Ausdruck!“

Der reiche Mann saß denn auch bald in einer Haltung da, die zu seinem sorgenvollen Gesicht paßte.

Delacroix malte eifrig, immer schärfer und treffender gestaltete er das Antlitz des Bettlers. Geduldig verhartete der Millionär in seiner Stellung.

Da erschien der Diener und gab die Karte eines Herrn ab, der im Vorzimmer wartete.

Eine kurze Pause war dem Bankier ganz lieb. Kurz nachdem Delacroix gegangen war, trat ein junger Maler in das Atelier. Er begrüßte den Bettler mit einem freundlichen „Guten Morgen“ und fragte nach Herrn Delacroix.

„Ich will nicht weiter stören,“ sagte der Besucher und sah sich das neue Bild an.

„Er hat Sie gut getroffen! Das wird Ihnen ein bißchen helfen, daß Sie ihn sitzen durften.“

Lafoffe nickte und sagte demütig: „Ja, Herr Delacroix ist recht anständig!“

„Das freut mich,“ erwiderte der junge Maler. „Ich kann leider nichts für Sie tun, ich male nur bestellte Porträts. Man muß leben! Herr Delacroix wird Sie schon weiter empfehlen, da können Sie dann bessere Tage sehen! Bitte, eine Kleinigkeit,“ sagte er dann und reichte dem vermeintlichen Bettler ein Zweifranckstück.

Lafoffe nahm schnell gefaßt das Geld und sagte demütig: „Besten Dank, Herr!“

„Ach bitte!“ sagte dieser verschämt. Jetzt kehrte Delacroix zurück.

„Verzeihen Sie, Herr Delacroix,“ sagte der Besucher in bescheidenem Tone, „daß ich hier Eingebungen bin. Das wäre furchtbar, Sie bei der Arbeit zu stören!“ Er verbeugte sich vor dem Maler, nickte dem Mann im Bettlergewand freundlich zu und entfernte sich.

Als Delacroix eine Pause machte, fragte Lafoffe in gleichgültigem Tone: „Wer war denn der junge Mann vorhin?“

„Ein Kollege! Hat hübsche Anlagen, wenn er auch nie etwas Großes erreichen wird. Aber ein ausgezeichnete Mensch, ehrlich, brav. Ich

schätze ihn als Menschen sehr, daher unsere Bekanntschaft. Er heißt Anatole Bruneau.“

„Sie sind ja als Förderer junger Talente bekannt, Herr Delacroix!“

„Die meisten muß man sich freilich vom Hals halten; sobald man ihnen den kleinen Finger reicht, wissen sie alles besser!“

„Wie überall,“ erwiderte Lafoffe. Nachdem er hinter der spanischen Wand das Bettlergewand mit seinen vornehmen, modernen Kleidern vertauscht, bedankte sich Delacroix für die Mühe und den Zeitaufwand, aber der Bankier wehrte freundlich ab. „Es ist mir,“ sagte er, „schmeichelhaft gewesen, Ihrer Kunst einen Dienst zu leisten.“

Einige Tage waren vergangen. Anatole saß in seinem Manfardenzimmer, das durch ein großes Fenster zum Atelier ausgestattet war. Er malte an einem Porträt, das ein Bürgersmann zu einem mehr als zivilen Preise bei ihm bestellt hatte.

Das Honorar hatte der junge Mann schon erhalten und davon hatte er die Rechnungen des Schneiders und des Speisewirts sowie einen Teil der Miete bezahlt. Mit einem Kollegen, dem es noch schlimmer ging, hatte er so

Gebet.

Gib mir die Kraft, die mich bewahrt vor jenen Mächten, die nur den Abgrund und die Welt der Tiefe lieben.

Und laß' mich deine Wahrheit immer wieder üben, dann steh' ich recht zu meinem Tag zum Guten wie zum Schlechten.

So ausgerichtet warst auch du im abendlichen Schatten und schwebst zwischen Erd' und Himmel mit fern ward dir nah und alles Nahe wuchs in graue Fernen — behüt' auch mich vor'm frühen Untergange im Ermatten.

Behüte auch, was mit mir ging und heut' noch geht und breite deine Wundenhände über unsre dunklen Wege; du bist die Kraft, das Licht auf unserm schwanken Stege, wenn schwarz der Wind um unsere Herzen weht.

Wilhelm Runze.

eben die letzten zehn Francs geteilt. Es klopfte, und herein trat ein Geschäftsbote.

Derartige Leute kommen fast nie die fünf Treppen zu Anatoles Olymp hinauf, mit Spannung öffnete deshalb der Maler den abgegebenen Brief. Dieser trug den Ausdruck des Bankgeschäfts Lafoffe und lautete: „Sehr geehrter Herr! Hierdurch beehren wir uns, mitzuteilen, daß der Betrag von zwei Francs, den Sie am 9. v. M. im Atelier des Herrn Delacroix einem Bettler schenkten, inzwischen die Summe von zwanzigtausend Francs an Zinsen getragen hat. Sie wollen diesen Betrag an unserer Kasse erheben.“

Bruneau stand vor einem Rätsel. War dies ein schlechter Scherz?

Endlich entschloß er sich, das Bankhaus aufzusuchen.

Als er dem Kassierer den Brief vorwies, konnte der Beamte ein Lächeln nicht unterdrücken. „Wünschen Sie die Zwanzigtausend ganz in Scheinen oder etwas in Gold?“

„Bitte um etwas Gold!“ sagte Bruneau in grenzenloser Ueberraschung. „Aber sagen Sie mir, warum erhalte ich denn das?“

„Nun, Ihnen darf ich das Geheimnis ja verraten,“ sagte der Kassierer lachend. „Der Mann, der von Herrn Delacroix gemalt wurde und dem Sie die zwei Francs schenkten, war der Chef unseres Hauses!“

„Herr Lafoffe?“ fragte der Maler staunend. „Aber die zwanzigtausend Francs?“

„Zinsen, Herr Bruneau! Wohlthun bringt Zinsen!“

Das Dorf

Skizze von Fritz Müller - Partenkirchen.

Die Kollers hatten sich ein Bauernhaus gekauft. Am Vormittag waren sie eingezogen. Herr Koller streckte unterm Tisch beaglig seine Beine: „Hier ist man doch für sich.“

„Ging die Tür ohne Klopfen auf, klopfte ein Mann herein, ging pfeifgerade auf den Tisch zu, nickte der Frau Koller zu, studierte aufmerksam Herrn Koller: „So, so schaut der neue Gruaber aus.“

„Ach heiße Koller, Oberstudienrat Koller.“

„Wahrscheinlich, der neue Gruaber sieht! Das Haus heißt zum Gruaber. Fünfhundert Jahre schon, wenn's langt. Wer auf dem Haus sitzt, heißt wie's Haus. Also Gruaber, grüß di Good.“

„Grüß Gott, aber ich erinnere mich nicht, mit Ihnen die Säue gehütet zu haben.“

„D' Säue? Fünf Säue hat der alte Gruaber gehabt. Halbt aa Säue? Rausst ma oane a?“

„Ach haufe keine Säue. Wer seid Ihr überhaupt?“

„?? Der Gerwi bin i. Pfad Good.“ Und stampfte hinaus.

Herr Koller war empört: „Das ist dem doch eine Manier hier —“

Frau Koller lachte: „Nimm's nicht tragisch, Otto. Es wird hier so üblich sein. Mit einem alten Bauernhaufe kauft man die alten Bauernsitzen.“

„Ja, samt der platten unverfälschten Bauernneugier.“

„Good,“ stampfte es vierstiefelig in die Stube, „so also seids der neue Gruaber.“

„Mein Papa freut sich nicht. Der sagt, es sei ein Unfinn.“

„Also her mit dem Unfinn.“ — Elf Schritt gradaus rechts — Dritte Tür an der linken Wand — Schloß die Silba gar nicht schlecht.“

„Sababa —“

„Sieht, nun laßt Du doch.“

„Weiß's so luffig is. Also paß auf, ob i mirs gmirkt hab: Acht Schritt linker Hand — Elf Schritt gradaus rechts — Zweite Tür —“

„Dritte, Gerwi.“

„Dritte Tür an der linken Mauer —“

„Wand, Gerwi, sonst reimt sich's nicht.“

„Ja, ja.“

„Man kann's auch tanzen, Gerwi.“

„Was tanzen?“

„Wo ich schlaß — paß auf: Acht Schritt linker Hand — Elf Schritt gradaus rechts — Dritte Tür an der linken Wand — Schloß die Silba gar nicht schlecht,“ schlug es zweistimmig an das Ohr der Eltern unten.

„Nun tanzt sie gar schon mit den Bauern, brumme der Vater, „das wird ja immer schöner.“

„Ich finde es nicht un schön,“ lächelte die Mutter, „im Dorfe ist man aufeinander angewiesen. Das hat seinen Grund.“

„Grund? Ich habe Grund, zu bedauern, daß wir uns bei diesen Hanebiidchen angesiedelt haben.“

Verärgert fuhr er am nächsten Morgen nach der Stadt. Er wollte wiederkommen, wenn der letzte Handwerksmann verschwunden sei und die Gartentüre ein für allemal verschlossen werden könne. Dann hätte er zu beschaffen.

Die Depesche ging hinaus. Herr Koller kam heim.

Stolz zeigte ihm die Gattin die möblierten Zimmer. Er war's zufrieden. Er sperrte abends das Gattertor eigenhändig zweimal ab: „Endlich für sich.“

Frau Ottilie lächelte: „Unsere Silba scheint's geerbt zu haben, das fürsichsein. Sie will's als Erste heute schon im Neubau schlafen, in ihrem Zimmer, weißt Du, ganz für sich.“

„Soll sie.“

In der Nacht träumte Herr Koller tief und fest. Ihm träumte, er hätte sich im Himmel ein Haus gebaut. Aus Wolken. Und alle Augenblicke quackten die Engeln neugierig in die Zimmer hinein. Und ein großer Engel mit goldenen Schuhen und einer Feiertagspfeife im Mund nickte: „Net schiach, des Zimmer, Gruaber, nur viel Winkelwerk — und wo schlaßt des kloane Trudschel?“

„Was geht Sie das an!“ fuhr er auf.

Aber da langte auf einmal eine Riesenhaut durch alle Zimmerwänden und schüttelte ihn: „Wach auf, mach auf, Mann!“

Schlaftrunken sah er seine Gattin vor sich stehen: „Otto, Otto, der Neubau brennt!“

Zitternd warfen sie sich die Mäntel über, liefen durch den alten Hausgang. Vor Silbas Zimmer hielt Herr Koller schnaufend an: „Noch nicht wecken. Otto, laß sie schlafen — Schrecken ist für Kinder Gift — komm, komm hinaus!“ In der Verwirrung hatten sie vergessen, daß die Silba drüben schlief.

Dann fanden sie im Garten. Der Neubau brannte lichterloh. Das Dorf war wach. Ein

reißt gemeinlich den Graben, in dem die Leiche liegt, und begräbt sie wieder.

Der Reissende ist ein Mann, der sich etwas für die Kunst der Grabmalerei interessiert.

Im 10. Jahrhundert lebte ein Mann, der sich etwas für die Kunst der Grabmalerei interessierte.

Der Reissende ist ein Mann, der sich etwas für die Kunst der Grabmalerei interessierte.

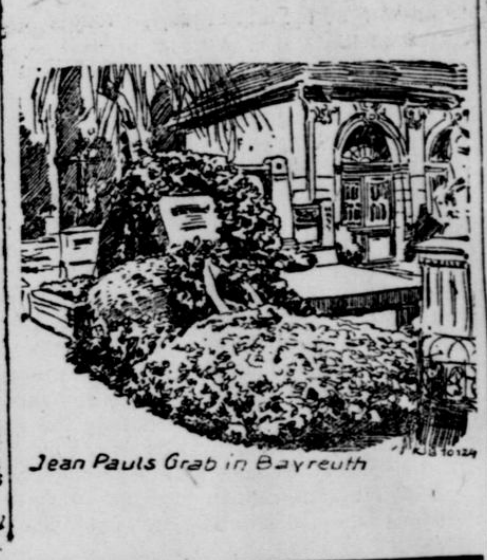
Im 10. Jahrhundert lebte ein Mann, der sich etwas für die Kunst der Grabmalerei interessierte.



Jean Paul.



Jean Paul.



Jean Paul.

„Weißt, ich hab' mir einen Vers gemacht, verschlossenen Gattertor rüttelten die Männer. Darf ich mich aber nicht auslassen.“

„Ueber ein Vers? Freit man sich ja.“

„Mein Papa freut sich nicht. Der sagt, es sei ein Unfinn.“

„Also her mit dem Unfinn.“ — Elf Schritt gradaus rechts — Dritte Tür an der linken Wand — Schloß die Silba gar nicht schlecht.“

„Sababa —“

„Sieht, nun laßt Du doch.“

„Weiß's so luffig is. Also paß auf, ob i mirs gmirkt hab: Acht Schritt linker Hand — Elf Schritt gradaus rechts — Zweite Tür —“

„Dritte, Gerwi.“

„Dritte Tür an der linken Mauer —“

„Wand, Gerwi, sonst reimt sich's nicht.“

„Ja, ja.“

„Man kann's auch tanzen, Gerwi.“

„Was tanzen?“

„Wo ich schlaß — paß auf: Acht Schritt linker Hand — Elf Schritt gradaus rechts — Dritte Tür an der linken Wand — Schloß die Silba gar nicht schlecht,“ schlug es zweistimmig an das Ohr der Eltern unten.

„Nun tanzt sie gar schon mit den Bauern, brumme der Vater, „das wird ja immer schöner.“

„Ich finde es nicht un schön,“ lächelte die Mutter, „im Dorfe ist man aufeinander angewiesen. Das hat seinen Grund.“

„Grund? Ich habe Grund, zu bedauern, daß wir uns bei diesen Hanebiidchen angesiedelt haben.“

Verärgert fuhr er am nächsten Morgen nach der Stadt. Er wollte wiederkommen, wenn der letzte Handwerksmann verschwunden sei und die Gartentüre ein für allemal verschlossen werden könne. Dann hätte er zu beschaffen.

Die Depesche ging hinaus. Herr Koller kam heim.

Stolz zeigte ihm die Gattin die möblierten Zimmer. Er war's zufrieden. Er sperrte abends das Gattertor eigenhändig zweimal ab: „Endlich für sich.“

Frau Ottilie lächelte: „Unsere Silba scheint's geerbt zu haben, das fürsichsein. Sie will's als Erste heute schon im Neubau schlafen, in ihrem Zimmer, weißt Du, ganz für sich.“

„Soll sie.“

In der Nacht träumte Herr Koller tief und fest. Ihm träumte, er hätte sich im Himmel ein Haus gebaut. Aus Wolken. Und alle Augenblicke quackten die Engeln neugierig in die Zimmer hinein. Und ein großer Engel mit goldenen Schuhen und einer Feiertagspfeife im Mund nickte: „Net schiach, des Zimmer, Gruaber, nur viel Winkelwerk — und wo schlaßt des kloane Trudschel?“

„Was geht Sie das an!“ fuhr er auf.

Aber da langte auf einmal eine Riesenhaut durch alle Zimmerwänden und schüttelte ihn: „Wach auf, mach auf, Mann!“

Schlaftrunken sah er seine Gattin vor sich stehen: „Otto, Otto, der Neubau brennt!“

Zitternd warfen sie sich die Mäntel über, liefen durch den alten Hausgang. Vor Silbas Zimmer hielt Herr Koller schnaufend an: „Noch nicht wecken. Otto, laß sie schlafen — Schrecken ist für Kinder Gift — komm, komm hinaus!“ In der Verwirrung hatten sie vergessen, daß die Silba drüben schlief.

Dann fanden sie im Garten. Der Neubau brannte lichterloh. Das Dorf war wach. Ein

„Weißt, ich hab' mir einen Vers gemacht, verschlossenen Gattertor rüttelten die Männer. Darf ich mich aber nicht auslassen.“

„Ueber ein Vers? Freit man sich ja.“

„Mein Papa freut sich nicht. Der sagt, es sei ein Unfinn.“

„Also her mit dem Unfinn.“ — Elf Schritt gradaus rechts — Dritte Tür an der linken Wand — Schloß die Silba gar nicht schlecht.“

„Sababa —“

„Sieht, nun laßt Du doch.“

„Weiß's so luffig is. Also paß auf, ob i mirs gmirkt hab: Acht Schritt linker Hand — Elf Schritt gradaus rechts — Zweite Tür —“

„Dritte, Gerwi.“

„Dritte Tür an der linken Mauer —“

„Wand, Gerwi, sonst reimt sich's nicht.“

„Ja, ja.“

„Man kann's auch tanzen, Gerwi.“

„Was tanzen?“

„Wo ich schlaß — paß auf: Acht Schritt linker Hand — Elf Schritt gradaus rechts — Dritte Tür an der linken Wand — Schloß die Silba gar nicht schlecht,“ schlug es zweistimmig an das Ohr der Eltern unten.

„Nun tanzt sie gar schon mit den Bauern, brumme der Vater, „das wird ja immer schöner.“

„Ich finde es nicht un schön,“ lächelte die Mutter, „im Dorfe ist man aufeinander angewiesen. Das hat seinen Grund.“

„Grund? Ich habe Grund, zu bedauern, daß wir uns bei diesen Hanebiidchen angesiedelt haben.“

Verärgert fuhr er am nächsten Morgen nach der Stadt. Er wollte wiederkommen, wenn der letzte Handwerksmann verschwunden sei und die Gartentüre ein für allemal verschlossen werden könne. Dann hätte er zu beschaffen.

Die Depesche ging hinaus. Herr Koller kam heim.

Stolz zeigte ihm die Gattin die möblierten Zimmer. Er war's zufrieden. Er sperrte abends das Gattertor eigenhändig zweimal ab: „Endlich für sich.“

Frau Ottilie lächelte: „Unsere Silba scheint's geerbt zu haben, das fürsichsein. Sie will's als Erste heute schon im Neubau schlafen, in ihrem Zimmer, weißt Du, ganz für sich.“

„Soll sie.“

In der Nacht träumte Herr Koller tief und fest. Ihm träumte, er hätte sich im Himmel ein Haus gebaut. Aus Wolken. Und alle Augenblicke quackten die Engeln neugierig in die Zimmer hinein. Und ein großer Engel mit goldenen Schuhen und einer Feiertagspfeife im Mund nickte: „Net schiach, des Zimmer, Gruaber, nur viel Winkelwerk — und wo schlaßt des kloane Trudschel?“

„Was geht Sie das an!“ fuhr er auf.

Aber da langte auf einmal eine Riesenhaut durch alle Zimmerwänden und schüttelte ihn: „Wach auf, mach auf, Mann!“

Schlaftrunken sah er seine Gattin vor sich stehen: „Otto, Otto, der Neubau brennt!“

Zitternd warfen sie sich die Mäntel über, liefen durch den alten Hausgang. Vor Silbas Zimmer hielt Herr Koller schnaufend an: „Noch nicht wecken. Otto, laß sie schlafen — Schrecken ist für Kinder Gift — komm, komm hinaus!“ In der Verwirrung hatten sie vergessen, daß die Silba drüben schlief.

Dann fanden sie im Garten. Der Neubau brannte lichterloh. Das Dorf war wach. Ein

Dorf sein besetzen Ma! Oben im krachenden Gebälk stand ein Mann aufrecht. In den langen Armen lag bebütet ein schlaftrunkenes Kind. „Gangt es!“

Hundert Arme streckten sich vor. Ein Kinderkörper wirbelte durch die Luft, landete unversehrt.

Ein brennender Balken schlug dem da droben auf den Kopf. Er taumelte herab. Man trug ihn nach dem Grasplatz. Man bettete ihn neben den stöhnenden Oberstudienrat. Der hatte seinen Kopf erhoben. In ein verrücktes higequollenes Gesicht blickte er. Nach der Hand tastete er: „Gerwi, Gerwi, ich — ich danke Euch!“

Aus den harten Bauernaugen traf ihn ein Blick, ein gleichgültiger Blick.

„Gerwi, Gerwi — ich war dumm — ich war schlecht — ich war —“

„Euch redt — halt's Maul.“

Flammenschein fuhr durch den Garten. Dem Oberstudienrat war es auf einmal, als könne er durch allen Rauch, durch allen Brand, durch alle Bauernhargheit, alle Bauerngroßheit dieses Gesichts etwas Neues sehen.

Es war das Dorf.

Und jetzt ging die Sonne über diesem Dorf auf: Der Gerwi lachte: „Ja, mei' Praken mecht? — da hochst es, Depp, damischer.“

Harakiri!

Skizze von Hanns Luckenwaldt.

Die Groteskzünkerin hatte den letzten Tanz beendigt. Die Kapelle spielte „Den-ge“, einen Jazz nach japanischen Motiven. Nach dessen Beendigung mußte Shi-jaku-ya auftreten.

Der Todesprung des Japaners war die Zugnummer im Programm des „Trianon“, eines Varietés von Weltruf.

Sein Name stand schon zwei Monate auf den Plakaten: Shi-jaku-ya war ein vorzüglicher Kassenmagnet.

Er sah geschminkt in seinem Nationalkostüm vor dem Spiegel der winzigen Garderobe. Reglos starrte er in das blühende Glas. Die Tänzerin wirbelte herein. Sanft strich sie über sein blauschwarzes Haar und warf seinem Spiegelbild eine Kuchhand zu. Dann tänzelte sie wieder hinaus. Sie tat es jeden Abend.

Und jeden Abend verzog er höflich sein Gesicht zu einem Lächeln.

Jetzt starrte er wieder in unendliche Fernen. „Heimweh hat das Herz Ihrer Frau krank gemacht!“ hatte der Arzt gemeint. Shi-jaku-ya trat in die Tränen in die Augen.

„Ein Jahr, Hamako, ein kurzes Jahr, und wir hätten die Kirchblüte gesehen,“ überdachte er verzweifelt.

Jetzt lag Hamako, seine Blume, welk in dieser kalten Stadt und würde sterben; sie würde ihn und Kommo, das pfirsichbäumige Töchterchen, verlassen.

Er würde sie vielleicht nicht lebend wiedersehen, hatte der Arzt gesagt, als Shi-jaku-ya das Hotel, in dem er mit seiner kranken Frau und dem Kinde wohnte, verließ. . .

Der Japaner lächelte wieder: der Bühnenleiter war eingetreten.

„Wir wollen anfangen!“ sagte er. „Wird es ohne Ihre Frau gehen, Mr. Shi-jaku-ya?“

„Es wird gehen,“ antwortete der Japaner und schritt lächelnd hinter den Vorhang.

Die Musik spielte einen Polka. Mächtig hob sich der Vorhang. Das Publikum empfing Shi-jaku-ya mit starkem Applaus. Er lächelte und verbeugte sich fast bis zur Erde.

Dann begann er im Takte der Musik Sil-lardqueues, Bälle, übermannshohe Tafeln durcheinanderzuwerfen, aufzufangen, zu balancieren.

Er arbeitete mit den Händen und mit den Füßen. Das Verblüffendste an seinen Leistungen war die Sicherheit und Ruhe, mit der er sie ausführte. Immer schneller wurde die Musik, immer toller das Durcheinander der von dem Japaner balancierten Gegenstände.

Die Melodie endete mit einer langgezogenen Dissonanz: Auf der Fußspitze balancierte Shi-jaku-ya ein Billardqueue, auf dem ein Ball ruhte; der Ball stützte eine große buntbemalte Tafel, die sich um sich selbst drehte.

Hamakos gelbes Gesicht, umrahmt von schwarzem Haar, lag müde in den Rippen. Kommo, das besorgte Töchterchen, hielt ihre feingliedrige Hand und blickte ängstlich fragend zu dem großen schüttelnden Mann empor.

Dr. Köhler schüttelte den Kopf: „Sonderbar! Puls normal, Herzschlag ruhig — Gefahr ist nicht mehr vorhanden!“

Schnell schrieb er ein paar Zeilen auf den Rezeptblock und sagte zu dem Kinde: „Mutti schläft jetzt ganz ruhig. Mutti wird wieder gesund.“

Kommo lächelte und küßte die Hände des Arztes.

„Weißt, ich hab' mir einen Vers gemacht, verschlossenen Gattertor rüttelten die Männer. Darf ich mich aber nicht auslassen.“

„Ueber ein Vers? Freit man sich ja.“

„Mein Papa freut sich nicht. Der sagt, es sei ein Unfinn.“

„Also her mit dem Unfinn.“ — Elf Schritt gradaus rechts — Dritte Tür an der linken Wand — Schloß die Silba gar nicht schlecht.“

„Sababa —“

„Sieht, nun laßt Du doch.“

„Weiß's so luffig is. Also paß auf, ob i mirs gmirkt hab: Acht Schritt linker Hand — Elf Schritt gradaus rechts — Zweite Tür —“

„Dritte, Gerwi.“

„Dritte Tür an der linken Mauer —“

„Wand, Gerwi, sonst reimt sich's nicht.“

„Ja, ja.“

„Man kann's auch tanzen, Gerwi.“

„Was tanzen?“

„Wo ich schlaß — paß auf: Acht Schritt linker Hand — Elf Schritt gradaus rechts — Dritte Tür an der linken Wand — Schloß die Silba gar nicht schlecht,“ schlug es zweistimmig an das Ohr der Eltern unten.

„Nun tanzt sie gar schon mit den Bauern, brumme der Vater, „das wird ja immer schöner.“

„Ich finde es nicht un schön,“ lächelte die Mutter, „im Dorfe ist man aufeinander angewiesen. Das hat seinen Grund.“

„Grund? Ich habe Grund, zu bedauern, daß wir uns bei diesen Hanebiidchen angesiedelt haben.“

Verärgert fuhr er am nächsten Morgen nach der Stadt. Er wollte wiederkommen, wenn der letzte Handwerksmann verschwunden sei und die Gartentüre ein für allemal verschlossen werden könne. Dann hätte er zu beschaffen.

Die Depesche ging hinaus. Herr Koller kam heim.

Stolz zeigte ihm die Gattin die möblierten Zimmer. Er war's zufrieden. Er sperrte abends das Gattertor eigenhändig zweimal ab: „Endlich für sich.“

Frau Ottilie lächelte: „Unsere Silba scheint's geerbt zu haben, das fürsichsein. Sie will's als Erste heute schon im Neubau schlafen, in ihrem Zimmer, weißt Du, ganz für sich.“

„Soll sie.“

In der Nacht träumte Herr Koller tief und fest. Ihm träumte, er hätte sich im Himmel ein Haus gebaut. Aus Wolken. Und alle Augenblicke quackten die Engeln neugierig in die Zimmer hinein. Und ein großer Engel mit goldenen Schuhen und einer Feiertagspfeife im Mund nickte: „Net schiach, des Zimmer, Gruaber, nur viel Winkelwerk — und wo schlaßt des kloane Trudschel?“

„Was geht Sie das an!“ fuhr er auf.

Aber da langte auf einmal eine Riesenhaut durch alle Zimmerwänden und schüttelte ihn: „Wach auf, mach auf, Mann!“

Schlaftrunken sah er seine Gattin vor sich stehen: „Otto, Otto, der Neubau brennt!“

Zitternd warfen sie sich die Mäntel über, liefen durch den alten Hausgang. Vor Silbas Zimmer hielt Herr Koller schnaufend an: „Noch nicht wecken. Otto, laß sie schlafen — Schrecken ist für Kinder Gift — komm, komm hinaus!“ In der Verwirrung hatten sie vergessen, daß die Silba drüben schlief.

Dann fanden sie im Garten. Der Neubau brannte lichterloh. Das Dorf war wach. Ein